

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Mutter
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die SCHWELZ
15336.

Nach dem Tag

Tiefer wurden schon die Schatten,
Weißer windet sich mein Pfad
Ins verstummte Dorf; den Matten
Ist ein kühler Mund genaht.

Weiten Weg bin ich gegangen,
Wach und offen jeder Sinn,
Und im braufenden Verlangen
Schenkte ich und nahm ich hin.

Und nach diesem hellen Tage
Kommt die Nacht in schwarzem Samt,
Und auf ihrem Kleide flammt
Meines Lebens Bilderlage . . .

Emanuel von Bodman, Rildberg.

Mutter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus den Aufzeichnungen eines Neunzigjährigen mitgeteilt von Hermann Hesse.

Neben dem ganz eingesunkenen Hügel, dessen eisernes Kreuz meines Großvaters Namen trägt, liegt das schmale, mit Epheu überwachsene Grab, in das meine Mutter am 11. April des Jahres 1836 gelegt wurde. Sie soll lächelnd und lieblich im Sarg gelegen und ihre letzten Leidenstage soll sie wie einen Triumph der erlösten Seele begangen haben. Ich aber war damals in der Fremde, weit von Hause, und saß am Tag ihrer Beerdigung mit lustigen Kameraden im Wirtshaus; denn ich wußte noch nichts von ihrem Tode, dessen Kunde erst einen Tag später zu mir gelangte und bitteres Weh über mein unerfahrenes junges Gemüt brachte. Damals fühlte ich dunkel, daß mit ihr das beste Stück Heimat und Kindheit mir entrisen und in den tiefen Märchenbrunnen der Erinnerung und Sehnsucht gefallen sei. Ich fühle heute daselbe, nur daß der Mutter seither noch viele Lieben und meine ganze Jugend nachfolgten, welches alles jetzt in goldenem Glanze fernab und unerreichbar liegt und mir beim Hinüberschauen das Herz mit wunderbar zartem Schmerz berührt.

O meine liebe Mutter! Ich habe von ihr ein kleines goldenes Medaillon mit meinem eigenen Haar darin, dem weichen lichtblonden eines Vierjährigen, dann noch zwei Bücher und ein paar Bilder, sonst nichts mehr als das Gefühl unverminderter Dankbarkeit und die Erinnerung an ihr überaus gütiges und edles Wesen. So will ich denn mir selbst zu einem Abendtrost das Wenige aufschreiben, das ich von ihr und zu ihren Ehren zu sagen weiß.

Als sich meine Mutter Charlotte, vermutlich ihrem Vater zuliebe, im Jahre 1800 zum ersten Mal in ihrem Leben malen ließ, ist sie keinem Genie von Maler in die Hände gefallen, und das ist schade. Doch hat auch jener Handwerker oder Dilettant, der das blaßfarbene Aquarell damals anfertigte, die edle Form von Kopf, Hals und Schultern nicht ganz entstellen können. Ja, obwohl er die Fläche des Gesichtes nicht zu modellieren verstand, blieb doch von der ungewöhnlichen Anmut und Lebendigkeit desselben ein Schimmer in seiner Arbeit zurück. Mit mehr Sorgfalt und Glück ist die Frisur à la

Charlotte Gordan, die rosafarbene Taille mit apfelgrünen Schulterschleifen und die schmale krause Rüsche, die den zarten Hals umschließt, zur Darstellung gekommen.

Das Urbild dieser schwächlichen Malerei war damals nicht nur der Stolz des Vaters, sondern auch Augenweide und umworbener Liebling der jungen Männerwelt, ebenso durch Schönheit und Witz wie durch ihren herrlichen Gesang stadtbekannt. Zu jener Zeit drängten sich im Hause des wohlhabenden Vaters bei zahlreichen Mittags- und Abendgesellschaften, musikalischen und literarischen Kränzchen die jungen Herren in farbigen Leibrocken, seidnen Westen und Wadenstrümpfen, mit Flötenetuis und Violinkästen, mit den neuesten Almanachen und Romanen um die schöne Tochter. Neben allen den inzwischen verschollenen Modepiécen wurden die süßen Sonaten Mozarts gespielt und wurde der Wilhelm Meister, der Titan, der Sternbald und der Mamontade gelesen. Man trieb, was eben Mode wurde, Kunstgeschichte nicht weniger als Physik, Theaterspielen so gut wie Schleiermachersche Religion. Bei allem Tändeln hatte die gutbürgerliche Geselligkeit jener Zeit eine seither völlig verschwundene wirkliche Eleganz, die im Vergleich mit heutigen Sitten oder Ansitten etwas fast Aristokratisches an sich hatte. Heute ist es guter Ton, daß reiche Leute sich Häuser in einer Art von Bauernstil bauen lassen, bald mehr englisch, bald mehr norwegisch; damals aber baute man noch Herrenhäuser, mit großer Entree und Lambris. Man legte Wert auf Geschmack in Kleidung, Sprache, Geste und Haltung — eine Sorgfalt, deren die heutige Welt zu ihrem Nachteil entraten zu können glaubt.

Meines Großvaters Haus war zwar nicht neu, aber mit seiner Louis XV-Fassade und seinen festlich hohen Räumen herrschaftlich genug. Im Innern gab es Zimmer mit schweren polierten und eingelegten Möbeln, Buffets mit imponierender Silbergalerie, Stuben mit schmalen hohen Spiegeln und schlanken, schweißbeinigen Spieltischen, oval gerahmten Porträts und muschelförmigen Genrestücken, Schlafgemächer mit hohen gewaltigen Bettladen aus Eichenholz, darüber an bronzierten Rahmen blaue Betthimmel hingen, Korridore mit schön geschmiedeten Wandleuchtern, mit Stuccatur am Plafond und Büsten auf den Konsolen. Dort bewegten sich neben perückentragenden und würdevollen Alten junge Herren mit natürlichem Haar, ausschweifend frisierte Damen, sauber livrierte Diener und haubentragende Mägde, über allen der Großvater selbst, den ich wohl bis in mein sechzehntes Jahr gekannt habe und der mir doch nun so alt und sagenhaft erscheint, als hätte ich nur von ihm gelesen oder sein Porträt einmal in einer Galerie des achtzehnten Jahrhunderts gesehen. Er trug einen kurzen gepuderten Zopf, dunkelblaue oder rostbraune Röcke, dunkle oder auch gelblich-weiße Beinkleider, schwarze

Wadenstrümpfe und zierliche Schuhe mit großen silbernen Schnallen.

Dem Umstande, daß meine Mutter anno 1803 eine freilich bald wieder aufgelöste Verlobung einging, verdanke ich das Vorhandensein eines zweiten, besseren Bildnisses, welches für den Bräutigam angefertigt wurde und zwar kein Meisterwerk, doch auch kein schlechtes Porträt ist. Der Maler war ein französischer Monsieur Barbeza, der sich als Bildnismaler und Zeichenlehrer im Lande herum ernährte. Das stark nachgedunkelte Delbild zeigt meine Mutter in halber Figur, in einen leichten weißen Stoff gekleidet und hoch gegürtet, in der sorgfältig gemalten Hand ein paar Nerven lose haltend. Das Gesicht der damals Bierundzwanzigjährigen ist klein, vornehm und schön; namentlich blicken die etwas großen, rehbraunen Augen mit den dunkelblonden, nicht hohen Brauen noch heute seelenvoll und jugendfrisch aus dem etwas trüb gewordenen Bilde heraus. Das Kinn ist jugendlich weich und hat noch nicht den energisch schönen Umriss, wie ich ihn an ihr kannte.

Weshalb jene Verlobung zurückgehen mußte, konnte ich nie erfahren. Der Bräutigam, ein Herr Lukas Silber, war wenig älter als die Braut und aus reichem Hause. Vielleicht zeigte sich schon damals das Vermögen meines Großvaters nicht mehr fest begründet — wenn dieses der Grund zur Trennung war, so ist sie gewiß für beide kein Unglück gewesen. Lukas Silber kam einige Jahre später elend genug ums Leben, indem ihn bei Gelegenheit einer großen Einquartierung ein napoleonischer Dragoner überritt.

Mehr weiß ich von dem Leben im großväterlichen Hause nicht. Im Jahre 1808 brach der Wohlstand des Großvaters plötzlich und unheilbar zusammen. Die schönen Möbel wurden verkauft, das Haus bald darauf auch, und so hatten sowohl musikalische wie literarische Abendgesellschaften ein Ende. Großvater nahm seine blauen und braunen Kostüme, seine Puderquaste und seinen silberbeschlagenen Spazierstock mit und blieb nicht nur der Tracht, sondern auch dem würdigen Anstand seiner bessern Jahre bis ans Ende treu. Er bezog ein paar kleine Zimmer bei Freunden und bezwang bis zu seinem Tode durch die Unwandelbarkeit seines zierlich vornehmen Auftretens die öffentliche Meinung, welche sonst verarmten Leuten die Achtung entzieht. Er wurde noch fast zwei Jahrzehnte lang auf der Straße ganz mit dem ehemaligen Respekt begrüßt und bot dem Bürgermeister seine Dose mit derselben scherzhaften Höflichkeit an wie vormals, da er ihn noch allmonatlich einmal zum Souper bei sich gesehen hatte. In die häuslichen Entbehrungen aber, in den Mangel an Gesellschaft im eigenen Hause, an Bedienung und Equipage, an Raum und Komfort fügte er sich schlicht und ohne viel Murren. Und als er

im Sommer 1827 in hohem Alter starb, zeigte sich die Achtung und Anhänglichkeit der Bürgerschaft in dem stattlichen Leichengefolge und in der Menge von schönen Kränzen, die den Sarg bedeckten. Ja, ein alter Freund hatte dem der Familie zugehörigen Ruheplatz auf dem Friedhof einen Raum für zwei Gräber zugekauft und umgittern lassen. Dort ruht er nun, und neben ihm meine Mutter, und schon an jenem Tage, da ich als Knabe seiner Beerdigung beiwohnte, tat es mir leid, daß nicht auch ich später einmal daneben würde liegen dürfen. Daß ich selber einmal so alt, ja älter als der verehrte Großvater werden sollte, dachte ich damals nicht.

Anno 1810 heiratete Charlotte einen hübschen, tüchtigen Schweizer, der sich seit kurzem als Kunstbrechler und Eisenbeschneider in der Stadt niedergelassen hatte. Ich war ihr erstes Kind und bin heute wie damals das einzige, da ich alle meine Geschwister überlebte. Trotz der ungünstigen Zeitläufte brachte sich mein Vater durch seine Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe nicht nur durch, sondern legte, als nur erst die schwierigsten Jahre überstanden waren, den Grund zu einem mehr als auskömmlichen Wohlstand. Er war ein feiner und kluger Mann, und meine Mutter nahm von den Traditionen ihrer glänzenderen Jugendzeit soviel ins neue Leben mit, als eben tunlich und erfreulich schien, und so ward mir das Glück einer überaus heitern Kindheit zuteil. Durch den Großvater und dessen Erzählungen mit der Heimatstadt verwachsen und mit dem festigenden Gefühl bürgerlicher Zugehörigkeit versehen, war ich doch nicht durch den Besitz unzähliger Verwandter beängstigt, der gut bürgerliche Häuser oft mit einem kleinlichen Familiengeist erfüllt und den Kindern die Freiheit der Entfaltung und des Anschlusses an die Mitwelt verkümmert. Die Mutter hatte keine Geschwister, der Vater alle Verwandten in weiter Ferne, und ich darf sagen, daß der Mangel an Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins unserem Hause und mir zu keinem Nachteil geriet.

Von meinem vierten oder fünften Lebensjahre an kann ich mir das Bild meiner Mutter aus eigener Erinnerung vorstellen, und dieses Bild hat mit jenen zierlichen Mädchenporträts wenig mehr gemein. Weit näher kommt ihm die schöne Kreidezeichnung, die mein Vater anno siebzehn gemacht hat. In kräftigen Linien tritt der Umriß des feinen Kopfes heraus, im Profil, von einer Fülle welligen Haares überwallt, mit leichtem Lächeln nach vorn gesenkt, wie ich sie unzähligemal gesehen habe, wenn sie erzählend und scherzend über einer Näharbeit saß. Das Bildchen, zu dem mein Vater einen hübschen schmalen Rahmen geschnitzt hat, hängt in meinem Zimmer und ist von mir, ehe ich diese Zeilen schrieb, lang und aufmerksam betrachtet worden. Darüber geschah es, daß ich die Feder weglegte und im Anschauen des mütter-

lichen Bildnisses verloren Zeit und Arbeit vergaß. Meine Seele flog ins Reich der Heimat und Kinderzeit zurück und badete die bestaubten Flügel in der Flut von Frieden, dessen Glanz auch auf den geliebten Zügen des teuren Bildes liegt. Und nun, da ich erwache, liegt das rote Licht der Abendsonne im Zimmer, auf Wand, Diele und Tisch und auf meinen welken Händen. Wie lang ist das alles her — so lang, daß es mir wie eine ferne beglänzte Höhe erscheint, an welcher ich nichts einzelnes unterscheiden kann und die mich doch mit dem Zauber einer mächtigen Sehnsucht anzieht, der ich keine Worte weiß. . .

* * *

Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen ich zuerst den Gesang meiner Mutter hörte. Es wurden zuweilen des Abends einige Freunde ins Haus gebeten, denen ein Glas Wein vorgesetzt ward und mit denen die Eltern plauderten, Bilder besahen und musizierten. Mit den Kränzchen von ehemals hatte das nichts mehr zu tun, auch nahm keine einzige Erzellenz oder sonstige Standesperson daran teil, vielmehr waren es schlicht häusliche Freundschaftsabende und das Gläschen Wein die einzige Bewirtung. Nur ein ällicher Buchdrucker, den mein Vater sehr hochschätzte, verlangte jedesmal einen Bissen Brot oder Zwieback dazu, da er „den Wein nicht so trocken hinuntertrinken könne“. Ich kleiner Bursche wurde zu Bette gebracht, ehe die Gäste kamen. Dann ertönte nach einer Weile das kleine Klavier des Vaters, das mich trotz seines mageren Tones mächtig anzog. Und dann plötzlich erhob sich über die verschlungenen Töne des Instruments die Stimme meiner Mutter, klar, mächtig, weich und voll wie ein warmer Strom von Liebe und Schönheit. Ich stiller Lauscher lag in mein Bettlein gekauert, ohne Regung vor atemlosem Entzücken, das mich bei jedem neuen Einsatz wie ein Schauer überrann. Einmal duldete es mich vor Wonne nicht länger in den Kissen; ich stand auf, schlich leise durch die Schlafkammer und schmiegte mich im Hemde an die Stubentür, um keinen Ton zu verlieren. Zufällig ward ich entdeckt, von jenem Buchdrucker zu meiner Beschämung in die Stube gezerrt und von den Eltern ausgescholten. Mama war ungehalten, mich, der sonst ihr Stolz war, so als unartigen Störenfried im Hemde vor ihren Gästen stehen zu sehen, und verbot mir solche Extravaganzen mit Nachdruck. Der Vater sagte nicht viel dazu, war aber vernünftig und gestattete mir in der Folge, diesen Singabenden wohlangekleidet als stummer Teilnehmer beizuwohnen. Gewiß hat meine Mutter nie einen begeisterteren Zuhörer gehabt. Ihre Stimme, ein mäßig hoher Sopran, schwebt mir noch jetzt als etwas beglückend Schönes vor — nicht nur weil sie meine geliebte Mutter und weil diese Stimme mir Lehrer, Tröster und Prediger war, sondern

ebenso ihrer prächtigen Reinheit und Wärme wegen, die in früher Kindheit mein Ohr verwöhnte und erzog. Meine Mutter sang noch in ihrem fünfzigsten Jahr große und schwierige Stücke fast ohne Ermüdung und traf auch schwierige Intervalle stets mit einer selbstverständlichen Sicherheit und Reinheit, an der die gute Schule das wenigste war.

Während der Vater mir manche reale Kenntnisse beibrachte und namentlich das Verständnis für bildende Kunst in mir erzog — er war selbst ein vortrefflicher Zeichner und Modelleur — blieb die Pflege meiner kleinen, bildsamen Seele fast ganz der Mutter überlassen. Die Gaben der Phantasie, der treuen Erinnerung, des musikalischen Gefühls, der Freude an Dichtwerken verdanke ich ihr und ihr auch das wenige, was von religiöser Saat in meinem Gemüte Boden fand. Bei großer Weitherzigkeit und Duldung war sie von einem starken, unwandelbaren Gottesglauben erfüllt, der ihrem Wesen eine besondere, vielleicht nicht angeborene Milde gab und nicht nur ihr Leben, sondern mehr und mehr auch ihr Gesicht verklärte und heiligte. In ihren letzten Jahren, als ihr Haar zu ergrauen begann und die Furchen im Gesicht sich vertieften, nahm der gütige Zug um den Mund und der unwiderstehlich liebevolle Blick der braunen großen Augen noch immer zu, als besäße ihre gläubige Seele das Geheimnis der ewigen Jugend. In der monatelangen Krankheit, die ihrem Ende voranging und ihr schwere, ununterbrochene Qualen auferlegte, redete sie nie von sich selbst, klagte selten und nur vor den allernächsten Freunden, fragte regelmäßig nach allen entfernten Lieben und sorgte sich um sie; dabei war sie von einer so lebendigen Zuversicht erfüllt, daß selbst der Arzt und die gemietete Wärterin sie mit einer Art von Ehrfurcht bewunderten. Es war ihr ein Kummer, daß ich ihrem Glauben ferne stand, und heute noch würde sie meine Beichte mit schmerzlichem Lächeln aufnehmen und mich einen Heiden nennen, obwohl ich ihr das wesentlichste Stück meines Glaubens verdanke.

Der Tod meiner Mutter nämlich und meine späteren Erfahrungen haben mir den Glauben an die persönliche Fortdauer geschenkt. Als ich die Todesbotschaft erhielt, drohte mein ganzes Wesen aus dem Gleichgewicht zu kommen. Ich konnte mich in den Verlust durchaus nicht finden und lief verstört und elend umher. Aber da kam, nachdem der erste Jammer sich ausgeweint hatte, ein so durchdringendes Gefühl von der Existenz und Nähe der Verstorbenen über mich, daß ich wunderbar getröstet mein gewohntes Leben wieder aufnehmen konnte. Und seither lebt sie mir, unsichtbar wohl, aber geliebt und liebend, und hat in mancher schweren Stunde ihre Hände über mich gehalten. Ich besitze mehr an ihr als an allen meinen lebenden Freunden, und sie allein hat noch Macht

über mein altgewordenes und eigensinniges Herz, daß es zuweilen sich selbst überwindet und Gutes statt Bösem tut.

Dies alles sind keine Theorien und keine Schwärmereien; Verzückung und Aberglaube haben nichts damit zu tun, so wenig als die fröhliche Frömmigkeit meiner Mutter Schwärmerei gewesen ist. Sie war vielmehr das Realste, das es geben kann, nämlich die beglückende Macht eines starken, liebevollen Gemütes, das die Fäden seines Lebens und Mitgefühls über Tag und Nacht hinaus dem Ewigen verbunden wissen will.

Das ist in wenig Strichen ihr Bildnis, wie es mir vor Augen steht. Sie war nicht die leidenschaftlichste, aber die mächtigste und edelste Liebe meines langen Lebens, trotz Freundschaft und Frauendienst, und ihr gebührt das erste Blatt meiner Erinnerungen. Wenn ich aus so vielen Verirrungen und Leidenschaften immer wieder den Weg zu meinem gesunden Selbst zurückfand, so danke ich es ihr. Und wenn ich trotz aller Eigenliebe und Sonderlichkeit ein leidlich gesitteter Mensch geblieben und noch der Liebe zu meinen Mitmenschen fähig bin, ist es auch ihr Verdienst.

Außer jenen schon beschriebenen besitze ich noch ein viertes Bild von der Seligen. Das hängt nicht an der Wand, sondern ruht wohlverwahrt in einer eigenen kleinen Mappe und wird von mir nur selten und in feierlichen Stunden hervorgenommen. Etwa wenn ich stärker als sonst die Leiden des Greisenalters spüre und die stille Erscheinung des Schnitters Tod an mir vorübergeht. Es ist eine kleine Zeichnung von der Hand meines Vaters. Auf einigen nur leicht angedeuteten Rissen liegt die Mutter mit geschlossenen Augen tot, und über den schönen schmalen Zügen ruht Gottes Friede rein und wunderbar. Ich habe dies heilige Bild in Ehren gehalten und nicht durch die Gewohnheit häufiger Betrachtung entweiht. Es ruht still in seiner Mappe und Lade als ein sicherer Schatz, und ich habe es nie jemandem gezeigt. Wenn ich es je und je einmal ansehe, so ist es in feiertäglicher Stimmung. Dann aber ist mir, sie ruhe wirklich vor meinen Augen und warte mit stiller Gewißheit auf mich, der ich noch für Augenblicke diesseits weile...

Nun will ich noch ohne Zusammenhang einige Erinnerungen festzuhalten versuchen, die mir meine liebe Mutter in besonders klarem Lichte zeigen, kleine und wenig wichtige Erlebnisse und Szenen, die mir aber teurer sind als das Gedächtnis mancher größeren, später und ohne sie erlebten Dinge.

Ein Gespräch.

Ich war zwanzig Jahre alt, hatte ein wenig Schelling gelesen, freilich noch mehr Romane und Schauspiele, und stritt gelegentlich mit der Mutter über Gegenstände ihres



Fritz Widmann, Rüschliken.

Frühjahrswäldje.

Glaubens. So auch an einem wundervollen Sommerabend im Garten. Der Vater saß lesend auf seiner Bank, indes ich mit allem Stolz eines jungen Philosophen gegen die Mutter meinen Unglauben ins Feld führte. Sie hörte meine Prahlereien geduldig an, bis ich schließlich sagte: „Und wenn es auch diese Art von Unsterblichkeit gäbe, was soll sie mir? Ich verzichte darauf!“ Es war mein stärkster Satz, und ich war doch etwas bange, wie ihn die liebe Frau aufnehmen würde. . .

Aber siehe da, sie lachte. „Mein bester junger Herr,“ sagte sie mit Zuversicht, „du bist wie einer, der während des Frühstücks aufs Mittagessen verzichten kann. Wenn er aber ein paar Stunden gehungert hat, kommt er still gegangen und ist froh, wenn er noch etwas kalte Küche vorfindet. Und wenn du auch dabei beharren und mit Gewalt verzichten wolltest, es hülfte dir nichts. In diesem deinem Leibe steckt nun einmal etwas, das weiterleben muß — du magst wollen oder nicht!“

*
*
*
Ein Traum.

Meine Mutter erzählte: Ich hatte heute nacht einen Traum. Unser Heiland ging mit mir eine lange stille Landstraße entlang, die langsam immer aufwärts führte und schließlich höher als alle Berge hinlief.

„Du willst doch mit mir in den Himmel kommen?“ sagte er freundlich.

„O ja,“ sagte ich und war froh; denn vor uns stand ein schöner großer Garten mit einem Heckenzaun und einem Gatter dran, und ich wußte, daß das der Himmel war.

„Aber kannst du auch schön singen?“ fragte der Heiland. „Ohne das kannst du nicht hereinkommen!“

Da mußte ich ihm ein Lied vorsingen. Und ich sang also auch, aber keinen Choral, sondern eins von den Mozartschen. Er war zufrieden.

„Du singst ganz gut,“ sagte er. „Warte jetzt nur ein klein wenig, ich muß vorher noch hineingehen und nach etwas sehen; aber ich komme bald und hole dich ab.“

Er ging durchs Gatter und war fort. Und ich saß nun da mutterseelenallein auf einem Prellstein und wartete. Es ging lang, und als mehr

denn eine halbe Stunde verging, wurde ich recht ungeduldig.

Da höre ich jemand auf der Straße laufen. Ich wende mich um, da kommt der Herr Lukas Silber dahergelaufen und bleibt vor mir stehen. Er hatte ganz staubige Stiefel, und ich wunderte mich, daß er da war; denn er war ja doch von dem Dragoner zu Tod geritten worden.

„Hast du mich lieb, Charlotte?“ fragte er und gab mir die Hand.

Ich war ganz erschrocken und sagte: „Nein, Lukas, das ist vorbei! Warum bist du mir auch damals untreu geworden? Ich kann dich nie mehr lieb haben!“

Da ging er langsam weg.

Gleich darauf hörte ich in dem Garten, der der Himmel war, Schritte herkommen und dachte: „Nun kommt endlich der Heiland und holt mich ab.“ Indem aber ruft mir, Gott weiß woher, mein Vater, als ob er noch am Leben und ganz in der Nähe wäre: „Lottchen, komm doch schnell herüber; die Westenkнопfe wollen wieder nicht!“

„Ich kann nicht, Papa,“ rief ich hastig; „gerade jetzt kommt der Heiland und holt mich ab!“

Da kam er denn auch wirklich wieder aus dem Garten hervor und ging auf mich zu. Nur schien er mir ein bißchen weniger froh als vorher zu sein.

„Komm jetzt nur!“ sagte er und klopfte mir auf die Schulter. Aber gerade vor dem Gatter hält er noch einmal an und sagt: „Kannst du denn auch schön singen?“



Fritz Widmann, Rüdchikon.

Das Hexenhaus.



Fritz Widmann, Rüdlikon.

„Ja,“ sagte ich, „du hast mich ja vorhin gehört!“

„Ja, wahrhaftig,“ antwortet er. „Nun, du könntest immerhin noch einmal singen; das schadet nichts.“

Ich besann mich nun, was ich singen sollte, und besann mich immer mehr; aber es fiel mir kein einziges Lied ein.

„Es will mir nichts einfallen,“ sagte ich da.

„Nun,“ meint der Heiland, „vielleicht kannst du das Lied: ‚Blühe, liebes Veilchen‘ singen?“

Das kannte ich nun freilich und war froh. Aber wie ich nun frischweg singen will, ist es, als hätte ich einen Brocken im Hals, und ich bringe keinen Ton heraus.

„Wie ist denn das?“ sagte nun der Heiland. „Ich dachte doch, du könntest singen?“

Ich wußte keine Antwort und konnte bloß weinen.

„Was ist denn passiert, solange ich fortgegangen war?“ fragte er wieder und sah mich merkwürdig an.

„Nichts,“ sagte ich. „Nur der Lukas war einen Augenblick da!“ Und nun mußte ich alles genau erzählen, auch daß mein Vater mir gerufen habe.

Da wurde der Heiland ganz traurig und sprach: „Nun kann ich dich nicht in den Himmel nehmen, du. Wenn ich dir auch den Lukas verzeihe, so hast du doch deinen Vater nach dir rufen hören und bist nicht gegangen, ihm zu helfen. Wir müssen warten, bis du liebevoller wirst und auch wieder singen kannst!“

* * *

Auf dem Siebenberg.

Das ist, wenn ich nicht irre, anno ein- unddreißig gewesen. Ich junger Tunichtgut trug stolz den ersten Schnauzbart und war so lange den hübschen Mädchen nachgelaufen, bis ich hängen blieb und in ein zierliches Dämchen von achtzehn Jahren zum Sterben verliebt war. Sie hieß Rätchen Stoll, war brünett und schwarzhaarig und hatte große, lebhafteste Feueraugen. Meine Anbetung kam ihr gelegen; sie duldete mich um sich, ließ gelegentlich merken, daß es später nur einmal auf mich ankäme, um Ernst zu machen, und behandelte mich wie ein Hündlein, das man zum Spaß aufwarten läßt und wieder fortschickt. Diese Sache dauerte schon einige Wochen und fing an, mich unendlich zu quälen. Ich dichtete viel und schlief wenig; ich war blaß, scheu und empfindlich wie ein bleichsüchtiger Backfisch und ließ sogar meine sonst täglich gebrauchte Angelrute liegen und verstauben.

Eines Tages nun forderte meine Mutter mich auf, mit ihr spazieren zu gehen. Gut, ich ging mit. Zu meiner Verwunderung war sie, sonst durchaus keine eifrige Fußgängerin, heute unermüdet und marschierte viel weiter, als ihre Gewohnheit war. Wir kamen bis zum Fuß des Siebenberges, eines nahe der Stadt gelegenen Hügels, den man etwa an schönen Sonntagen aufsuchte. Mir schien es nun genug, und ich wartete von Augenblick zu Augenblick auf die Umkehr: denn ich war scheußlicher Laune und zu keinerlei Gespräch aufgelegt.

„Ich glaube gar, du willst vollends auf den Siebenberg,“ sagte ich schließlich mürrisch.

„Nun,“ lachte meine Mutter fröhlich, „warum denn nicht? Es ist heut ein prächtiger Tag!“

In Wirklichkeit war das Wetter windig und zweifelhaft. Wir stiegen langsam und schweigend und brauchten fast eine Stunde, bis wir oben waren. Mama war denn auch ordentlich müde und mußte sich setzen.

„Warum mußten wir eigentlich gerade heute den weiten Weg machen?“ fragte ich ruppig.

„Das will ich dir jetzt eben sagen, mein Sohn,“ erklärte sie im behaglichsten Ton, als hätte sie mein gereiztes Wesen gar nicht bemerkt.

„Da drunten,“ fuhr sie fort und deutete gegen die Stadt hin, „kann man nicht so recht miteinander reden, wie man wohl möchte, und ich habe Lust, heute einmal ordentlich in Ruhe mit dir zu sprechen.“

„Das klingt ja feierlich,“ versuchte ich beklommen zu spotten.

„Feierlich? Ich wüßte nicht,“ meinte sie unbeirrt. „Ich dachte nur, du hättest mir vielleicht etwas mitzuteilen, was du drunten vor Papa und den andern nicht sagen mochtest. Nicht?“

„Kein Gedanke!“ lachte ich und wich ihrem Blick beharrlich aus.

„Na, sei vernünftig!“ schmeichelte Mama. „Sieh mal, mein Sohn, hier ist der Siebenberg, und dort drunten ist die Stadt. Und dort ist dir etwas passiert, das am besten hier in freier Luft besprochen wird. Das wollen wir denn besorgen. Nachher, wenn wir wieder drunten sind, weiß keine Seele und wir selber nicht, was hier auf dem Berg gesprochen wurde. . . .“

Es entstand eine klägliche Pause.

„Also, was wolltest du mich fragen?“ stieß ich endlich heraus.

„O, fragen wollte ich dich gar nichts! Ich weiß schon ganz genug!“

„Wieso? Was denn?“

„Zum Beispiel, daß du heute recht grob bist und es schon einige Zeit her warst. Ferner, daß du nicht mehr angstest, sondern selber geangelt worden bist. Sodann, daß du lamentabel aussiehst und keinen Appetit hast. Schließlich und letztens, daß du in Rätchen Stoll verliebt bist und ihr wie ein Pudel nachläufst!“

„Woher weißt du das?“

„Was? Daß du grob warst?“

„Ach, laß doch! Ich meine das mit der Stoll!“

„Richtig. Ja, das weiß ich eben!“

„Doch nicht von ihr — von ihr selber?“

Sie lachte.

„Mein, guter Junge; aber nimm an, jemand habe mir gesagt, du seiest in sie verliebt, laßest dich von ihr gängeln und solltest dich dessen schämen. Was sagst du dazu? Ich möchte die Geschichte nun doch auch in deiner Auffassung hören.“

Da stand ich denn wie ein kleiner Junge, der seinen Napf verschüttet hat. Was tun? Ich bekannte mich freimütig zu meiner Liebe und sagte, ich fände daran nichts zu tadeln und würde zeitlebens dabei bleiben.

„So, das hoffte ich zu hören,“ sagte die merkwürdige Frau zu meinem Erstaunen. „Jetzt mußt du aber auch bei deiner Nobleffe bleiben und mir versprechen, daß du mit einem ernsthaften Antrag so lange wartest, bis du auf eigenen Füßen stehst.“

Das ist nicht mehr, als ich von jedem ehrenhaften Liebhaber erwarte.“

„Gut,“ sagte ich, „ich verspreche es. Aber unter der Bedingung, daß ich mit Rätchen wie bisher in Ehren verkehren darf und daß du mit niemand drüber redest. . . .“

„Den Papa ausgenommen,“ fiel sie ein.

„Den Papa ausgenommen, meinetwegen.“

Ich gab ihr die Hand und kam mir wie ein rechter Mann vor. Wir stiegen den Berg hinab und kamen ganz vergnügt daheim an, wo der Vater uns längst vermißt hatte.

Ich wunderte mich nun, daß die Mutter wirklich nie mehr auf diese Sache zu sprechen kam. Sie aber als eine kluge und scharfsägige Frau wußte von Anfang an, daß auf die Dauer Rätchen und ich gar nicht zusammen paßten und daß ich nur in Leichtsinne und knabenhafter Uebereilung mich von den hübschen Augen des Mädchens hatte fangen lassen. Sie ließ ruhig meine eigene gesunde Natur walten und hatte nur den Druck des Geheimnisses, der die Leidenschaft verdoppelte, von mir nehmen und mich namentlich vor einer unüberlegten Verlobung bewahren wollen. Es verging kaum ein Vierteljahr, da



Fritz Widmann, Rütchikon.

Blütenbaum.

war ich jener flüchtigen Verblendung ledig und hatte mich von Käthchen Stoll in allem Frieden getrennt.

Nun aber erlaubte ich mir eine scherzhafte Feier. Ich bestellte vor unser Haus einen hübschen Mietwagen und lud meine Mutter zu einer Spazierfahrt ein, was sie verwundert annahm. Der vorher instruierte Kutscher führte uns auf Umwegen auf den Siebenberg. Die Mutter tadelte anfangs meine Leppigkeit, schloß sich aber meiner ausgelassenen fröhlichen Stimmung an und war voll versteckter Neugierde, was dies bedeute. Wir schwanken darauf los und kamen oben so vergnügt wie zwei entlaufene Schulknaben an.

Droben ward ich plötzlich ernst, schickte den Kutscher bei Seite und bat die Mutter, auf der Bank Platz zu nehmen. Sie saß am selben Fleck wie damals.

„Leider,“ hob ich an, „muß ich dir eine traurige und für mich beschämende Mitteilung machen. Ich bedaure nun, daß ich unterwegs so lustig schien; es geschah weiß Gott mehr aus Verzweiflung . . .“

„Was soll nun das wieder sein?“ rief Mama bestürzt.

„Die alte dumme Geschichte,“ jagte ich traurig, „die wir schon einmal hier besprochen haben. Ich habe leider damals mehr versprochen, als ich halten können!“

„Mein Junge! Und jetzt? Sprich, ich bitte dich!“

„Nun ja, es handelte sich doch um Käthchen Stoll, und ich sollte um sie anhalten, aber erst, wenn ich ein selbständiger Mann wäre?“

„Ja, ja.“

„Mutter,“ fuhr ich düster fort, „diesen Antrag . . .“

„Sprich, Kind, um Gottes willen! Weiter!“

„Diesen Antrag werde ich nie an sie richten — es sei denn, daß du absolut darauf bestünde.“

In diesem Augenblick gab mir meine gute Mutter eine Ohrfeige und gleich darauf einen Kuß. Vergnügter als auf der Rückfahrt sind wir beide in unserm Leben nicht gewesen.

Gräfin Marcella.

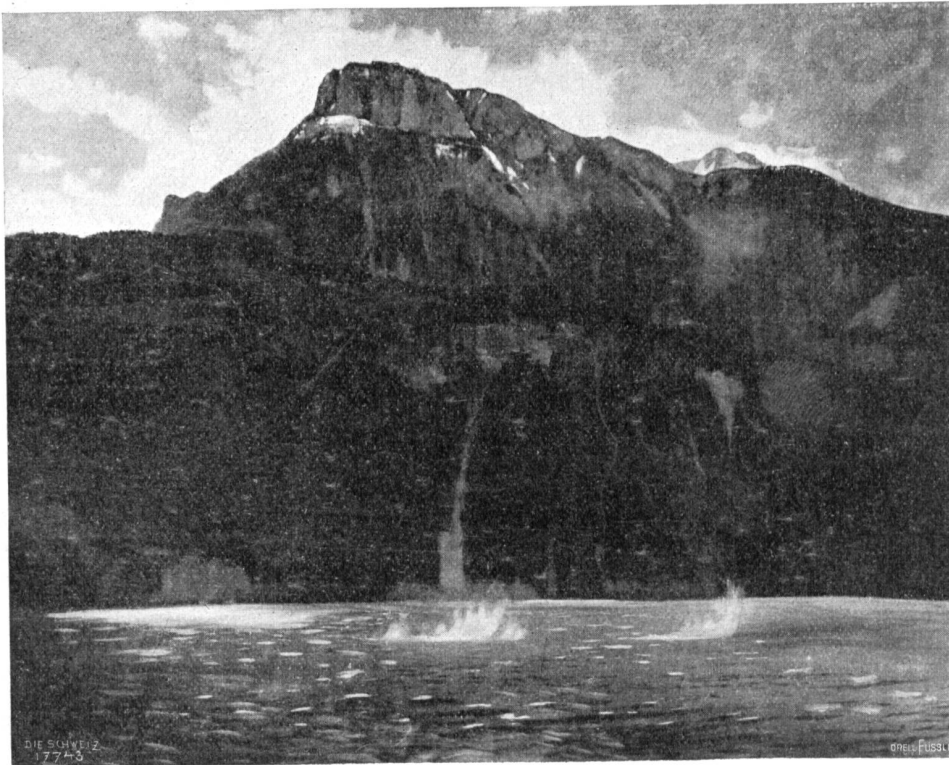
Nachdruck verboten.

Novelle von René Moray, übersetzt von Minna Hoffmann, Morges.

Auf alle, die einmal ihre Bretter betraten, übt die Bühne einen unauslöschlichen, geheimnisvollen Zauber. Der oberflächliche Beobachter meint den Grund dieses bestrickenden Reizes in dem Triumph oder im heraufschendenden Beifall suchen zu müssen, wie ihm der schnelle Gewinn zur Erklärung der Leidenschaft des Spielers dient: sind doch beide, der Hasardspieler und der Schauspieler, sich nahe verwandt; denn beide tragen die

Narrenkappe. Aber nicht der Erfolg allein ist es, der die vom Geist der Tragik Beseelten mit sich fortreißt. Eine andere Hand lenkt die beflügelten Rosse von Thespis' Wagen. Eine Unbekannte ist es, deren feurige Augen bald schmerzlich, bald jubelnd hinter der Maske leuchten. Ihr Blick wirkt mit gebieterischer Gewalt auf die fieberhaft erregte Seele des Dichters und des Schauspielers. Sie herrscht beim Schimmer der Lampen und Lüster; sie träumt unter dem auf Leinwand gemalten Laubwerk, unter Säulengängen von falschem Marmor; sie sitzt auf Thronen von vergoldetem Holz, und ihre Krone aus Glasfitter strahlt herrlicher als Kleopatras Diadem. Im bläulichen Dunkel einer Bühnennacht, im fahlen Tageslicht verwandelt sie mittelst einer einzigen Gebärde die alltägliche Wirklichkeit in einen Traum idealster Schönheit. Ihr Name heißt: Illusion.

Wer ohne innern Schauer den Vorhang sich heben steht, der sie verhüllt, hat keinen Sinn für das Theater. Er hat die Zauberinsel nie betreten, auf der Sprache, Mimik, Tanz und Musik dem Leben eine höhere Bedeutung, eine edlere Harmonie verleihen. Men aber, die mit dieser Illusion in nahe Berührung traten, wird es unendlich schwer, Armidens Gärten



Fritz Widmann, Rütchlikon.

Föhnsturm am Vierwaldstättersee.